



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Discurs über den Geist des Menschen

Helvétius, Claude Adrien

Liegnitz und Leipzig, 1787

Das III. Cap. Von der Unwissenheit

[urn:nbn:de:hbz:466:1-49180](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-49180)

— — — — —

Drittes Capitel. Von der Unwissenheit.

Wir betrügen uns, wenn wir, von einer Leidenschaft getrieben, unser völliges Augenmerk nur auf eine Seite eines Gegenstandes richten, und durch diese einzige Seite dennoch von dem ganzen Gegenstande urtheilen wollen. Wir betrügen uns ferner, wenn wir uns über eine Sache zu Nichtern aufwerfen wollen, und unser Gedächtniß doch nicht von allen denen Sachen angefüllet ist, von deren Vergleichung in dieser Art die Richtigkeit unserer Aussprüche abhängt. Nicht daß jeder keinen richtigen Verstand hätte; denn ein jeder sieht wohl das, was er sieht: sondern es setzt niemand genug Mistrauen in seine Unwissenheit, und glaubet daher zu leichte, daß das, was man in einem Gegenstande sieht, auch alles das sey, was man daran sehen könne.

Bei Fragen, die ein wenig schwer sind, muß die Unwissenheit als die Hauptursache unserer Fehler angesehen werden. Zu zeigen, wie leicht es sey, sich selbst in diesem Falle zu betrügen; und wie Leute, indem sie allezeit richtige Folgen aus ihren Grundsätzen herleiten, doch auf ganz widersprechende Schlüsse gerathen können, will ich eine etwas verwickelte Frage zum Beyspiel erwählen: eine solche ist die Pracht, über welche man eben so viel verschiedene Urtheile gefället hat, nachdem man sie von dieser oder einer andern Seite betrachtet hat.

Da das Wort, die Pracht, weitschweifig ist; da es keinen bestimmten Sinn, und nur gewöhnlicher maßen eine relative Bedeutung hat; so muß man mit diesem Worte einen deutlichen Begriff zu verbinden suchen, indem man solches in der strengsten Bedeutung annimmt: und hernach eine Beschreibung der Pracht geben, in so fern man dieselbe betrachtet, wie sich solche gegen ein ganzes Volk, und gegen den Privatmann verhält.

In der strengsten Bedeutung versteht man durch die Pracht alle Arten von Ueberfluß; das ist, alles das, was zur Erhaltung des Menschen nicht unumgänglich nöthig ist. Bey einem gesitteten Volke und bey Privatleuten, welche dieses Volk ausmachen, hat das Wort Pracht eine ganz andere Bedeutung, welche nur durch die Vergleichung bestimmt werden muß. Die Pracht eines gesitteten Volkes besteht in der Verwendung seiner Reichthümer auf dasjenige, was das Volk, gegen welches man jenes Volk vergleicht, Ueberfluß zu nennen pfleget. In diesem Falle befindet sich England in Vergleichung mit der Schweiz.

Die Pracht eines Privatmannes besteht gleichfalls in der Anwendung seiner Reichthümer auf das, was man Ueberflüßiges nennen kann; in so fern man auf das Amt sieht, welches dieser Mann in einem Staate bekleidet, und auf das Land, in welchem er lebet: von der Art war die Pracht des Bourvalais.

Da ich diese Beschreibung mitgetheilet habe, wollen wir ferner sehen, nach welchen verschiedenen Aussichten man die Pracht der Völker betrachtet habe, wenn einige sie bald für nützlich, und andere dem Staate für nachtheilig, gehalten haben.

Erstere haben ihr Augenmerk auf die Manufacturen gerichtet, zu welchen die Pracht Gelegenheit gegeben hat; und in welchen der Fremde seine Schätze gegen die Arbeiten eines Volkes umtauschet. Sie sehen, wie die Vermehrung der Reichthümer die Vermehrung der Pracht, und die Vollkommenheit derer dazu erforderlichen Künste nach sich zieht. Ein Zeitpunkt der Pracht scheint ihnen ein Zeitpunkt der Größe und Macht eines Staats zu seyn. Der Ueberfluß des Geldes, welchen die Pracht voraussetzet und nach sich zieht, machet, sprechen sie, das Volk innerhalb des Landes glücklich, und außerhalb furchtbar. Durch Geld kann man eine Menge Truppen besolden, Zeughäuser errichten, Vorrathskammern anlegen, mit großen Fürsten Vergleiche und Bündnisse schließen; kurz, ein Volk kann
durch

durch Geld nicht allein zahlreichern und folglich mächtigern Völkern Widerstand thun, sondern ihnen annoch Befehle vorschreiben. Machet die Pracht einen Staat außerhalb furchtbar, was für Glückseligkeit verschaffet sie ihm nicht auch innerhalb? Sie machet die Sitten sanfter, sie erschaffet neues Vergnügen, und giebt einer Menge von Arbeitsleuten durch dieses Mittel ihren Unterhalt; sie erwecket eine heilsame Begierde, die den Menschen der Trägheit und der Langenweile entreißt, welche man als eine Krankheit ansehen muß, die dem menschlichen Geschlechte sehr gewöhnlich und höchstschädlich ist; sie belebet alles mit einem regen Feuer; sie sezet alle Glieder eines Staats in muntere Bewegung, erwecket den Fleiß, räumet die Hafnen, bauet darinnen Schiffe, schicket sie über das Weltmeer, und theilet endlich allen Menschen die Früchte und Schätze mit, welche die geizige Natur in den Schlünden des Meeres und in den Tiefen der Erde verschließt, oder in tausend verschiedenen Gegenden zerstreuet hat. Das ist wohl beynah, sollte ich denken, der Gesichtspunkt, unter welchem sich die Pracht denen vorstelllet, welche dieselbe den Staaten für zuträglich halten.

Nun wollen wir untersuchen, wie die Pracht sich den Philosophen zeigt, die solche allen Völkern für höchstschädlich halten.

Die Glückseligkeit der Völker hängt von der Glückseligkeit ab, welche sie innerhalb ihrer Gränzen genießen; und von der Ehrfurcht, welche sie sich außerhalb zu verschaffen wissen.

Was den ersten Punkt betrifft, meinen wir, werden die Philosophen sagen: die Pracht und die Reichthümer, die durch dieselbe in einen Staat hereingezogen werden, würde die Unterthanen glücklicher machen, wenn diese Reichthümer weniger ungleich vertheilet wären; und ein jeder sich die Bequemlichkeiten verschaffen könnte, welche ihm die Armuth mit Gewalt verbietet.

Die Pracht ist also nicht als Pracht an sich schädlich, sondern bloß durch die Wirkung der großen Ungleichheit in dem Reichthume der Bürger f). Die Pracht ist auch niemals außerordentlich, wenn der Reichthum nicht zu ungleich ausgetheilet ist. In je weniger Händen sich derselbe befindet, desto mehr nimmt die Pracht zu, bis sie endlich ihren höchsten Gipfel erreicht; indem das Volk sich in zwei Classen scheidet, deren eine im Ueberflusse lebet, wenn die andere Noth leidet.

Wenn es mit der Pracht einmal so weit gekommen ist, so ist auch der Zustand einer Nation um so viel trauriger, je unheilbarer derselbe ist. Auf welche Art soll man alsdann eine Gleichheit in den Glücksumständen der Bürger einführen? Der reiche Mann wird sich große Ritter-

sitze

f) Die Pracht bringt das Geld unter das Volk, indem sie solches aus den Kasten herauslanget, in welchen der Geiz es verschließt: die Pracht machet also, wie einige sagen, das Glück der Bürger gleich. Auf diesen Schluß antwortete ich mit Nein: weil sie diese Wirkung nicht hervorbringt. Die Pracht setzet beständig einen Grund der ungleichen Reichthümer unter den Bürgern voraus. Diese Grundursache, welche die ersten Reichen machet, muß, wenn diese durch die Pracht erschöpft worden sind, stets wieder neue Leute reich machen: wenn man also diese Ungleichheit der Reichthümer aufhübe, so würde auch die Pracht mit ihr zugleich verschwinden. In denen Ländern, in welchen die Glücksumstände der Bürger einander beynähe gleich sind, trifft man keineswegs Pracht an. Zu

dem, was ich gesaget habe, füge ich noch hinzu, daß, wenn die Ungleichheit der Reichthümer einmal entstanden ist, die Pracht selbst zum Theil beständig neue Pracht hervorbringt. Ein jeder Mensch, der durch die Pracht arm wird, überliefert in der That den größten Theil seines Vermögens in die Hände der für die Pracht arbeitenden Künstler; diese letztern bereichern sich durch eine Menge Verschwender, und verarmen, nachdem sie ebenfalls vorher reich waren, nach eben der Weise der erstern. Was nun von den Trümmern so vieler vermögenden Leute auf das Land gelanget, kann nur der geringste Theil seyn; weil die Erdfrüchte, die zu dem gewöhnlichen Gebrauche der Menschen bestimmt sind, nie einen gewissen Werth übersteigen können.

Mit den Producten, die in die Manufacturen gebracht werden; und

fiße angekauft, und, da er im Stande war, aus dem Ver-
 falle seiner Nachbarn Vortheil zu ziehen, in kurzer Zeit eine
 Menge anderer eigenthümlicher Grundstücke zu seinen er-
 stern Besizungen geschlagen haben. Die Anzahl der Un-
 sähigen wird also vermindert, indem die Tagelöhner sich
 vermehren. Wenn nun diese letztern dergestalt herangewach-
 sen seyn werden, daß mehr Arbeiter als Arbeit ist; so wird
 es dem Tagelöhner, wie einer jeden andern Waare, gehen,
 deren Preis fällt, sobald sie häufig vorhanden ist. Zudem
 wird der reiche Mann, dessen Pracht größer als sein Reich-
 thum ist, genöthiget, den Werth des Tagelohns herunter
 zu setzen, und dem Arbeiter einen Lohn zu biethen, der noch-
 dürftig zu seiner Erhaltung zureichend ist g). Die Dürftig-
 keit zwingt den Letztern, damit sich zu begnügen; wenn ihm

B 3

aber

und durch den Fleiß verarbeitet worden sind, verhält es sich nicht eben so; denn diese erhalten alsdann einen eingebildeten Werth, welcher außerordentlich hoch ist. Die Pracht muß daher allezeit das Geld in die Hände ihrer Künstler liefern, und dasselbe nur stets unter eine Classe von Leuten bringen, und durch dieses Mittel die Ungleichheit der Reichthümer unter den Bürgern beständig erhalten.

g) Man glaubet gemeinlich, das platte Land würde durch Hof-
 fedienste, Auflagen, und besonders durch die Steuern ruiniret. Ich gestehe gar gern, daß sie genug zur Last fallen: man muß aber auch sich nicht einbilden, daß die Aufhebung dieser Abgaben den Zustand eines Bauers viel glücklicher machen würde. In vielen Provinzen wird 8 Sous (d. i. 3 gl. 3 pf.) Tagelohn bezahlet: ziehe

ich nun von diesen 8 Sous den Kirchendienst ab, der in ungefäh-
 r neunzig Festen und Sonntagen besteht, und annoch vielleicht dreyßig Tage im Jahre, an welchen der Arbeitsmann sich nicht wohl befindet, ohne Arbeit oder im Hofedienste ist: so bleiben ihm, eines ins andere gerechnet, nur täglich 6 Sous. So lange er ledig ist, will ich glauben, daß er mit den 6 Sous seine Ausgaben im Essen, Trinken, Bekleiden und Wohnung bestreiten möge; so bald er aber verheurathet seyn wird, werden diese 6 Sous ihm nicht zureichend seyn; weil die Frau in den ersten Jahren der Ehe nichts erwerben kann, da sie allein mit der Wartung und Säugung ihrer Kinder genug zu thun hat. Nun wollen wir annehmen, man erlasse ihm alle Abgaben, das sind 5 oder 6 Franken (zu 8 gl.), so würde er beynah einen Pfennig täg-

aber eine Krankheit zustoßt, oder seine Familie zahlreicher wird, alsdann wird er, in Ermangelung einer gesunden oder hinlänglichen Nahrung, schwach; er stirbt, und läßt dem Staate eine Bettlerfamilie zurück. Man müßte, wenn man einem dergleichen Uebel vorbeugen wollte, die Felder auf das neue vertheilen: eine Theilung, die beständig unbillig und unmöglich ist. Es ist also ausgemacht, daß, wenn die Pracht zu einer gewissen Größe gestiegen ist, es unmöglich sey, die Gleichheit der Glücksumstände unter den Bürgern wieder herzustellen. Die Reichen ziehen alsdann mit ihren Reichthümern in die Hauptstadt, wohin sie durch das Vergnügen und durch die Künste der Pracht gelockt

wer-

täglich mehr zu verzehren haben; dieser Pfennig würde nun seinen Zustand gewißlich nicht verbessern. Was sollte man aber thun, denselben glücklicher zu machen? man müßte das Tagelohn mehr erhöhen. Zu diesem Ende wäre nöthig, daß die Herren beständig auf ihren Landgütern lebten: sie müßten nach dem Beispiele ihrer Väter, die Dienste ihrer Bedienten durch die Schenkung einiger Morgen Landes belohnen: die Zahl der Ansässigen würde unvermerkt zu, die Tagelöhner aber abnehmen; und wenn diese letztern feltner worden wären, würden sie auch ihre Mühe sich mit mehrerm Gelde bezahlen lassen.

h) Es ist sonderbar, daß die wegen ihrer Pracht und Sittlichkeit so berühmten Länder, eben diejenigen sind, in welchen der größte Theil von Menschen weit unglücklicher ist, als es die wilden Völker nicht sind, die von den

Gesittetern so verachtet werden. Wer zweifelt wohl, ob der Zustand eines Wilden dem Zustande des Bauers vorzuziehen sey? Der Wilde darf nicht, wie er, sich vor dem Gefängnisse, vor den übermäßigen Abgaben, vor den Plackereyen eines Edelmannes, u. vor der willkührlichen Gewalt eines Bogtes fürchten; er wird nicht beständig durch die tägliche Gegenwart der Leute gedemüthiget und bedrückt gemacht, die reicher und mächtiger sind, als er. Ohne einen Beherrscher, ohne Sklaverey, gesünder und stärker, als der Bauer, weil er glücklicher ist, genießt er die Glückseligkeit der Gleichheit, und besonders des unschätzbaren Guts der Freyheit, nach welcher der mehreste Theil der Völker vergeblich seufzen.

In den gesittetern Ländern hat die Kunst der Gesetzgebung oft bloß darinn bestanden, daß sie eine Menge Menschen zur Beförderung des Glücks von einer ger-

rins

werden: das Feld wird alsdann nicht recht bebauet und arm; sechs oder acht Millionen Menschen schmachten im Elende h); und fünf oder sechs tausend leben in einem Ueberflusse, der sie zwar verhaßt, aber nicht glücklicher machet.

Was kann auch in der That die mehrere oder wenigere Köstlichkeit der Tafel zum Glück eines Menschen beitragen? Wäre es nicht hinreichend, wenn er den Hunger erwartete, und seine Uebungen oder die Länge seiner Spaziergänge zufolge des schlechten Geschmacks von seinem Koche einrichtete, um ein jedes Gerichte gutschmeckend zu finden, das nicht ganz abscheulich wäre? Ueber dieses entziehen die Mäßigkeit und die Uebung ihn nicht allen Krank-

B 4

heiten,

ringern Anzahl angehalten haben; sie hat deswegen die Menge unterdrückt, und in ihr alle Rechte der Menschlichkeit hintenangelasset.

Unmittelst sollte der Geist eines wahren Gesetzgebers sich nur mit dem Glücke des Ganzen beschäftigen. Vielleicht müßte er die Menschen auf das Hirtenleben zurückführen, wenn er ihnen diese Glückseligkeit verschaffen wollte; vielleicht werden auch die Entdeckungen in dem Gesetzgeben uns auch in diesem Stücke noch dahin bringen, wovon wir abgewichen sind. Ich mag keinesweges eine so kühne Frage entscheiden, die die tiefste Untersuchung erfordert; ich kann aber nicht läugnen, daß es erstaunend sey, wie so viele Arten von Regierungen, die wenigstens dem Vorwande nach, zum allgemeinen Besten errichtet worden, so viele Gesetze und Verordnungen bey den meistesten Völkern nur zu Werkzeugen

gen des Unglücks der Menschen haben dienen müssen. Ich empfinde zwar wohl, daß man alsdann einer Menge von Vergnügen entsagen werden müsse, von denen man sich nur mühsam losmachen kann. Dieses Opfer würde indessen eine Schuldigkeit seyn, wenn das allgemeine Beste solches verlangte. Kann man nicht auch mit Grunde vermuthen, daß die äußerste Glückseligkeit einiger Privatleute stets mit dem Unglücke der größern Zahl verknüpft sey? Eine Wahrheit, welche in den beyden Versen über die Wilden sehr wohl ausgedrückt ist:

Chez eux tout est commun,
chez eux tout est égal,
Comme ils sont sans palais,
ils sont sans hospital.

Gemein sind ihre Güter, einander selber gleich,
So wenig an Palästen, als Hospitälern reich.

heiten, die die Uebermaße im Essen, welche durch köstliche Gerichte mehr gereizet wird, verursacht? Die Glückseligkeit hängt folglich nicht von der köstlichen Tafel ab.

Die Glückseligkeit des Menschen hat eben so wenig von der Prächtigkeit der Kleider oder Kutschen u. c.: man empfindet kein physikalisches Vergnügen, (und diese sind doch die wesentlichsten) wenn man öffentlich mit einem gestickten Kleide in einem herrlichen Wagen einherfährt. Wenn es hochkömmt, rühret einen ein Vergnügen, das durch die Eitelkeit erregt wird, und dessen Beraubung uns vielleicht unerträglich seyn dürfte; dessen Genuß aber doch läppisch ist. Der reiche Mann vermehret durch die Ausstrahlung seiner Pracht seine Glückseligkeit nicht nur nicht; sondern er beleidiget vielmehr die Menschheit dadurch: der Unglückliche glaubet, wenn er seine Elendslappen mit den Kleidern des Reichen vergleicht, daß der Unterschied unter der Glückseligkeit des Reichen und der seinigen nicht geringer seyn könne, als es der Unterschied in Kleidern ist. Er erinnert sich bey dergleichen Gelegenheit des Andenkens seiner schmerzlichen Plagen, denen er ausgesetzt ist: und befindet sich hierdurch des einzigen Trostes beraubt, dessen ein Unglücklicher fähig ist, wenn er einen Augenblick sein Elend vergessen kann.

Es ist daher gewiß, werden diese Philosophen fortfahren, daß die Pracht keines Menschen Glückseligkeit mache; und

z) Was ich von dem Handel mit Waaren, die zur Pracht dienen, sage, darf eben nicht auf alle Arten der Handlung ausgedeutet werden. Die Reichthümer, welche durch die Manufacturen und die Vollkommenheit der Künste, die der Pracht Vorschub thun, in einen Staat gebracht werden, verweilen nicht darinnen, u. vermehren auch die Glückseligkeit der Privatleute nicht. So aber ver-

hält es sich mit den Reichthümern nicht, welche der Handel mit den Waaren, die mit zur ersten Nothwendigkeit gehören, verschaffet. Dieser Handel setzet einen vorerflichen Ackerbau, eine Vertheilung dieser Aecker in unzählige kleine Sizen, und folglich eine weit weniger ungleiche Austheilung der Reichthümer voraus. Ich weiß wohl, daß der Handel mit Lebensmitteln ebenfalls nach einem gewissen

und daß, wenn man eine zu große Ungleichheit der Reichthümer unter den Bürgern annimmt, man zu gleicher Zeit das Unglück der mehresten unter ihnen voraussetzen könne. Das Volk, bey welchem die Pracht sich einschleicht, ist also innerhalb nicht glücklich: nun wollen wir sehen, ob es auch außerhalb mehrere Ehrfurcht habe.

Der Ueberfluß des Geldes, welches die Pracht in einen Staat hereinkloctet, blendet die Einbildung so gleich; dieser Staat wird auf einige Augenblicke ein mächtiger Staat seyn. Dieser Vortheil aber (wir nehmen an, es könne einiger Vortheil außer der Glückseligkeit der Bürger möglich seyn) ist nur ein Vortheil, der nicht Stich hält, wie Herr Hume es bemerkt. Die Reichthümer müssen nach und nach durch tausend verschiedene Gegenden gehen, gleichwie das Meer nach tausend verschiedenen Flächen ab- und zuflömet. Wenn ein Volk durch die Schönheit seiner Manufacturen und durch die Vollkommenheit der zur Pracht dienenden Künste das Geld der benachbarten Völker an sich gezogen hat: so ist ausgemacht, daß der Preis der Lebensmittel und der Handarbeiten bey diesen armen Völkern unumgänglich fallen müsse; und daß, wenn diese Völker der reichen Nation einige Manufacturiers und Künstler entziehen, sie dieselbe ebenfalls arm machen können; indem sie derselben eben die Waaren, mit welchen diese Nation sie vor dem versah, gegen geringere Preise verschaffen i). So

B 5

bald

wissen Zeitlaufe eine ziemlich große Ungleichheit in den Glücksumständen der Bürger veranlassen, und mit ihr die Pracht zugleich einführen kann. Vielleicht ist es aber auch gar wohl möglich, in diesem Falle den Lauf der Pracht zu hemmen. Das, was man wenigstens sicher behaupten kann, ist: daß alsdann, indem die Reichthümer sich in weniger Händen befinden, sie nur langsam anwach-

sen, da die Landleute, welche das Feld bestellen, zugleich Handelsleute sind, und die Anzahl der Eigener die Zahl der ums Lohn Arbeitenden bey weitem übersteigt; die letztern auch, da sie nicht so häufig sind, sich, wie ich in einer vorhergehenden Note angemerkt habe, im Stande befinden, ihre Tasgearbeit zu würdigen, und einen zureichenden Lohn zu fordern, durch den es ihnen möglich wird, sich

und

bald sich nun der Mangel des Geldes in einem zur Pracht gewöhnten Staate hervorthut, so bald fällt diese Nation in Verachtung.

Dieser Verachtung sich zu entziehen, müßte man sich einem unschuldigen Leben nähern; dem aber sowohl die Sitten, als die Geseze entgegen sind. Der Zeitpunkt der größten Pracht eines Volkes ist also gewöhnlicher Weise auch der Zeitpunkt eines ihm nahen Verfalls und Verderbens. Die Glückseligkeit und die scheinbare Macht, welche die Pracht den Völkern auf eine kurze Zeit mittheilet, ist den heftigen Fiebern ähnlich, welche dem Kranken, den sie aufreiben, in dem heftigsten Anfalle eine unglaubliche Stärke mittheilen; und einem Menschen die Kräfte bloß deswegen zu vermehren scheinen, um ihm bey der Abnahme der Heftigkeit mit der Kraft zugleich das Leben zu nehmen.

Wir

und ihr Haus ehrlich zu erhalten. Auf diese Art empfängt ein jeder seinen Theil von den Reichthümern, welche das Verkehr mit den Lebensmitteln der Staaten verschaffet. Noch muß ich hinzufügen, daß diese Art Handlung denen Veränderungen gar nicht unterworfen sey, denen der Handel mit den Waaren der Pracht ausgesetzt ist. Eine Kunst und eine Manufactur, geht sehr leicht aus einem Lande in ein anderes über; welche Zeit wird aber nicht erfordert, um die Unwissenheit und Faulheit der Bauern zu überwinden, und sie dahin zu bringen, daß sie sich den Anbau eines neuen Lebensmittels empfohlen seyn lassen? Will man diese neue Art in einem Lande einführen, so wird eine Mühe und ein Aufwand dazu erfordert, daß dieses Umstandes wegen der Handlung des Landes

fast allezeit der Vortheil allein bleibt, in welchem diese Waare durch die Natur hervorgebracht, und seit geraumer Zeit angebauet worden ist.

Indessen ist ein Fall, der vielleicht bloß eingebildet ist, möglich, in welchem die Anlegung von Manufacturen und die Handlung mit den Producten der zur Pracht dienenden Künste, für sehr zuträglich gehalten werden können. Das würde der Fall seyn, wenn die Größe und Fruchtbarkeit eines Landes für die Anzahl seiner Bewohner nicht hinreichte; das ist, wenn ein Staat nicht alle seine Bürger ernähren könnte. Alsdann hat ein Volk, dem es nicht bequem wäre ein Land, wie America ist, zu bevölkern, nur zwey Wege zu erwählen; entweder durch angestellte Wanderungen die benachbarten Länder zu überschwemmen.

Wir wollen, uns von dieser Wahrheit zu überführen, werden die Philosophen ferner sagen, dem nachforschen, was eine Nation in der That bey ihren Nachbarn furchtbar machen kann: unstreitig die Menge und der Nachdruck ihrer Bürger, deren Zuneigung zum Vaterlande, und endlich ihr Muth und ihre Tugend.

Man weiß, daß in Ansehung der Menge an Bürgern, die besonders wegen der Pracht berühmten Länder nicht die volkreichsten sind; daß die Schweiz auf einem gleichgroßen Erdgrunde mehr Bewohner, als Spanien, Frankreich und sogar auch Engelland, zählen kann.

Die Aufreibung der Menschen, welche durch eine große Handlung immer mehr befördert wird *k*), ist in diesen Ländern nicht die einzige Ursache der Entvölkerung: die Pracht erzeuget tausend andere Ursachen, weil solche die Reich-

schwemmen, und sich, wie gewisse andere Völker, mit gewaffneter Hand in andere Länder festzusetzen, die zu ihrer Erhaltung fruchtbar genug wären; oder, zweyten, Manufacturen anzulegen, und die benachbarten Völker zu nöthigen, daß sie bey ihnen Waaren holen, und ihnen dagegen die zur Unterhaltung einer gewissen Zahl von Einwohnern erforderlichen Lebensmittel zuführen. Unter diesen beyden Mitteln ist das letztere, ohne Widerrede, das menschlichste. Der Ausgang der Waffen mag Sieg oder Verlust seyn, so richtet der Einmarsch eines bewaffneten Trupps in einem Lande doch immer mehr Verwüstung und Unglück an, als die Aufbringung einer Art von Schatzung, die nicht sowohl mit Gewalt, als mit Leutseligkeit gefodert wird.

k) Diese Aufreibung der Mens-

schen ist immittelst so groß, daß man ohne Schauder diejenige nicht erwägen kann, die unser Handel nach America verursacht. Die Menschlichkeit, die da will, daß man alle Menschen lieben soll, verlangt, daß ich, bey Gelegenheit des Handels der Schwarzen, von dem Unglücke und dem Tode meiner Mitbürger und so vieler Africaner, welche durch die Hoffnung Gefangene zu machen, und durch die Begierde solche gegen unsere Waare zu vertauschen, zum Streite aufgemuntert werden, einerley Liste entwerfe. Wenn man eine gewisse Zahl von Menschen annimmt, welche theils im Kriege, theils auf der Ueberfahrt aus Africa nach America umkommen; wenn man die Zahl der Schwarze, welche, weil sie an den Ort ihrer Bestimmung kommen, Opfer des Eigensinnes, der Habsucht und der willkührlichen

chen

thümer in die Hauptstädte zieht, das Land Mangel leiden läßt, der willkührlichen Gewalt, und folglich auch der Steigerung der Abgaben, Vorschub thut, auch endlich vermögenden Völkern es leichte macht, Gelder aufzunehmen *l*), welche sie alsdann, ohne die Leute mit schweren Abgaben zu belästigen, nicht wieder zahlen können. Da nun diese verschiedenen Ursachen der Entvölkerung ein ganzes Land in das Verderben zu stürzen vermögen, so muß folglich auch daselbst die Beschaffenheit des menschlichen Körpers geschwächt werden. Ein der Pracht ergebenes Volk ist niemals von dauerhafter Natur: einige Mitbürger sind durch die Weichlichkeit entkräftet, und andere durch die Dürftigkeit ausgezehret worden.

Wenn die wilden oder armen Völker in diesem Stücke vor den, der Pracht ergebenen Völkern, einen großen Vorzug haben, wie der Ritter Folard solches anmerket; so ist anoch der Ackermann bey armen Nationen oft reicher, als bey den reichen Völkern: daher hat der Bauer in der Schweiz mehr Bequemlichkeiten, als ein französischer Bauer *m*).

Zur Bildung starker Körper wird schlechte, aber gesunde und reichliche Kost erfordert; eine Uebung des Leibes, welche zwar nicht übertrieben, aber doch stark seyn muß; eine starke Gewohnheit in Ertragung der verschiedenen Jahreszeiten, eine Gewohnheit, welche die Bauern ertragen, und aus diesem Grunde weit geschickter zur Ertragung der Mühseligkeiten des Krieges sind, als Handwerker; welche sich meh-

chen Macht eines Herrn werden, dazu thut: und zu diesen beyden Rechnungen die Mitbürger mit zählet, die durch das Feuer, durch den Schiffbruch oder den Scharbock umkommen; wenn man endlich die Matrosen dazu rechnet, welche bey ihrem Aufenthalte auf der Insel St. Thomas, durch die ansteckenden Seuchen der, dieser Gegend eigenen Bitterung, oder

durch die Folgen einer Ausschweifung, welche in diesem Lande höchst gefährlich ist, hinweggerafft werden: so wird man gestehen müssen, daß kein Faß Zucker nach Europa gebracht wird, welches nicht Menschenblut gekostet hätte. Welcher Mensch sollte nun wohl anstehen, wenn er das Unglück erwäget, welches durch den Bau und durch die Anführung dieses Lebens:

mehrentheils an ein sitzendes Leben gewöhnet haben. Daher entstehen auch bey armen Völkern diese nicht zu ermüdenden Armeen, welche das Schicksal der Länder der Veränderung unterwerfen.

Welchen Widerstand würde ein der Pracht und der Weichlichkeit ergebenes Land diesen Nationen wohl thun können? Es wird ihnen weder an der Zahl, noch an der Stärke seiner Bewohner überlegen seyn. Die Liebe zum Vaterlande kann, wird man sagen, die Menge und die Stärke der Bürger ersehen. Wodurch sollte aber in dergleichen Ländern die tugendhafte Liebe des Vaterlandes erzeugt werden? Der Bauerstand, welcher allein unter jedem Volke zwey Drittheile ausmacht, ist darinnen unglücklich: der Handwerker besitzt nichts Eigenthümliches; er wird aus seinem Dorfe in eine Werkstatt oder Bude, und aus einem Laden in einen andern versetzt. Der Künstler wird also mit dem Wandern bekannt, und kann keinen Ort lieb gewinnen. Da er fast allerwärts seinen Unterhalt zu finden glaubet, so sieht er sich nicht als einen Bürger eines Landes, sondern als einen Bürger der ganzen Welt an.

Ein dergleichen Volk kann sich also durch seinen Muth nicht lange hervorthun; weil bey einem Volke die Tapferkeit mehrentheils entweder in der Wirkung der Leibesstärke, in dem blinden Vertrauen zu seiner Kraft besteht, welche den Menschen die Hälfte ihrer Gefahr, der sie sich aussetzen, verbirgt; oder in der Wirkung einer heftigen Liebe zum Va-

ter-

Lebensmittels entsteht, sich des selben beraubt zu sehen, und einem Vergnügen zu entsagen, welches nur durch die Thränen und den Tod so vieler Unglückseligen erkauft werden muß? Wir wollen unsere Blicke von einem so traurigen Schauplatze wegwenden, welcher der Menschlichkeit so viel Schaam und Entsetzen erregt.

l) Holland, Engelland und Frankreich sind mit Schulden überhäufet: die Schweiz aber hat gar keine.

m) Grotius sagt: es sey nicht genug, daß das Volk nur mit dem zu seiner Erhaltung und seinem Leben unumgänglich nöthigen Sachen versehen wäre; sondern dessen Umstände müssen außer diesen annoch angenehm seyn.

terlande, welche machet, daß sie die Gefahr nicht achten: so aber entkräftet die Pracht durch die Länge beyde Quellen des Muths *n*). Vielleicht möchte die Habsucht eine dritte Quelle abgeben, wenn wir noch in den wilden Zeiten lebten, in welchen man die Leute zu Slaven machte, und die Städte ausplündern ließ. Da der Soldat gegenwärtig nicht mehr durch diesen Bewegungsgrund gereizet wird, so kann ihn nur die Ehrbegierde zum Dienste locken. So wie aber bey einem Volke die Begierde nach Reichthum zunimmt, so nimmt die Begierde nach der Ehre ab *o*). Man würde vergeblich einwenden wollen, daß die reichen Nationen wenigstens auf der Seite des Glückes und des Vergnügens das wieder gewinnen, was sie auf Seiten der Tugend und der Tapferkeit verlor. Ein Spartaner *p*) war nicht weniger glücklich als ein Persianer. Die ersten Römer, deren Tapferkeit durch ein Geschenk von einigen Lebensmitteln belohnet wurde, würden dem Crassus sein Schicksal nicht beneidet haben.

Cajus Quillius, der auf Befehl des Raths alle Abende bey dem Scheine der Fackeln und dem Tone der Flöten nach seinem Hause gebracht wurde, hatte an diesem rauhen Concerte nicht minderes Vergnügen, als wir bey der un-

ver-

n) Man hat dem zu Folge von dem kriegerischen Geiste allezeit dafür gehalten, als verträge er sich mit dem Geiste der Handlung gar nicht: nicht darum, weil man solchen nicht wenigstens gewissermaßen mit dem andern verbinden könne; sondern weil dieses Problem eins der schwersten ist, welches in der Politik aufgelöst werden könnte. Die, welche bisher über die Handlung geschrieben, haben diese Materie nur von der einen Seite abgehandelt; sie haben nicht nachdrücklich empfunden,

daß alles seinen Einfluß aufs Ganze habe; daß von alle dem, was zur Regierung gehöret, nichts eigentlich allein und für sich betrachtet werden könne; daß das Verdienst eines Schriftstellers von der Art darinnen besteht, wenn er alle Theile des Regierungsgeschäftes mit einander zu verbinden sucht; und daß endlich ein Staat eine Maschine sey, die durch verschiedene Triebfedern in Bewegung gesetzt wird, deren Geschwindigkeit man nach dem eigenen Schwunge einer jeden Triebfeder und

vergleichlichsten Sonate. Wenn wir aber auch zugestehen, daß reiche Nationen sich einige Bequemlichkeiten verschaffen können, die armen Völkern unbekannt sind; wer genießt diese Bequemlichkeiten? Eine kleine Anzahl reicher und dazu berechtigter Leute, die sich für die ganze Nation ansehen, schließen aus ihrer eigenen Gemächlichkeit, der Bauer sey glücklich. Wenn aber auch diese Bequemlichkeiten unter eine stärkere Zahl von Bürgern vertheilet wären, von welchem Werthe ist wohl dieser Vortheil, wenn er mit den Vortheilen verglichen wird, welchen arme Völker besitzen; indem ihnen ein standhaftes und tapferes Gemüth zu Theil worden, welches ein Feind der Slaveren ist? Die Völker, bey welchen die Pracht einreißt, werden über kurz oder lang der unumschränkten Gewalt aufgeopfert. Die Tyrannen schmiedet ihnen um ihre schwachen und entkräfteten Hände die Fesseln, die sie schleppen müssen. Wie wollen sie diesen wohl ausweichen? Denn bey diesen Nationen leben die einen in Weichlichkeit, und die Weichlichkeit denket weder, noch sieht sich vor: die andern schmachten im Elende, und die dringende Noth, die nur mit der Sättigung beschäftiget ist, erhebt ihre Blicke nie bis zur Freyheit. Unter der unumschränkten Regierungsart gehö-

ren

und der Wirkung gemäß, welche man daher erwarten will, entweder vermehren oder vermindern muß.

o) Es ist nicht nöthig, hier anzudeuten, daß die Pracht in dieser Aussicht für eine Nation auf festem Lande weit schädlicher, als für Insulaner ist. Ihre Schiffe sind dieser letztern Schutzmauern, und die Matrosen ihre Soldaten.

p) Als man einmahl vor dem Alcibiades die Tapferkeit der Spartaner rühmte, so sagte er:

worüber verwundert man sich? da sie so unglücklich leben, muß ihnen allerdings nichts mehr angelegener, als der Tod seyn. Das war ein Scherz eines in der Pracht erzogenen jungen Menschen! Alcibiades betrog sich, und Lacedämon misgönnte Athen das Glück nicht. Dieses bewog einen Alten zu sagen, daß es sich mit den Spartanern weit angenehmer unter dem Schutze guter Geseze; als mit den Sybariten unter dem angenehmsten Gebüsch leben lasse.

ren die Reichthümer des Volkes dem Landesherrn; in der Republik den Mächtigen, so wie den muthigern Völkern, welche an den Gränzen der Republik wohnen.

„Die Römer hätten zu den Carthaginensern sagen können: bringet uns eure Schätze her; denn sie gehören uns. Rom und Carthago wollten sich alle beyde bereichern, sie bedienten sich aber verschiedener Wege, um zu diesem Zwecke zu gelangen. Mittlerweile ihr den Fleiß eurer Bürger ermuntertet, Manufacturen anlegtet, das Meer mit euren Schiffen bedecktet, die unbewohnten Küsten untersuchtet, und alles Gold aus Spanien und Africa an euch zoget; härteten wir, die wir klüger waren, unsere Soldaten in den Mühseligkeiten des Krieges ab, und erhoben ihre Tapferkeit: wohl wissend, daß der Fleißige nur für den Tapfern arbeite. Nun ist die Zeit des Genusses gekommen; gebet uns die Güter, die ihr zu vertheidigen zu ohnmächtig seyd. Wenn die Römer auch eben diese Sprache nicht geredet haben, so beweist ihr Betragen wenigstens, daß sie der Meynung waren, welche diese Rede voraussetzet. Warum sollte auch das arme Rom nicht dem reichen Carthago Gesetze vorgeschrieben, und in dem Stücke den Vorzug behauptet haben, welchen fast alle arme Nationen über die reichen Völker gehabt haben? Hat man nicht gesehen, wie das mäßige Lacedämon das reiche und handelnde Athen besiegte? Traten die Römer nicht die goldenen asiatischen Zepter unter die Füße? Hat man nicht gesehen, wie Aegypten, Phönicien, Tyrus, Sidon, Rhodus, Genua und Venediq entweder unters Joch gebracht, oder wenigstens durch Völker, die sie Barbaren nannten, gezüchtigt worden sind? Und wer weis, ob man das reiche Holland, das innerhalb nicht so glücklich, wie die Schweiz ist, nicht einmal seinen Feinden einen weniger hartnäckigen Widerstand thun sehen wird? So ist der Gesichtspunct beschaffen, unter welchem die Pracht sich den Philosophen zeigt, welche dieselbe den Nationen für nachtheilig gehalten haben.

Der

Der Schluß, den ich aus dem ziehe, was ich gesaget habe, ist dieser, daß die Menschen, ob sie gleich das gar wohl sehen, was sie sehen, und richtige Folgerungen aus ihren Grundsätzen herleiten, dennoch oft auf widersprechende Schlüsse gebracht werden: weil sie nicht alle Gegenstände im Gedächtnisse haben, aus deren Vergleichung sie die Wahrheit ziehen wollen, die sie suchen.

Es wird, denke ich, nicht nöthig seyn, zu sagen, wie ich nicht gesonnen bin zu entscheiden: ob die Pracht den Staaten wirklich schädlich oder nützlich sey? wenn ich gleich die Frage darüber unter zwei verschiedenen Ansichten vorgetragen habe: man würde sich in Zergliederungen einlassen müssen, die mit meinem mir vorgenommenen Vorwurfe keine Verwandtschaft haben, wenn man diese moralische Aufgabe genau auflösen wollte. Ich habe durch dieses Beispiel lediglich beweisen wollen, daß man bey verwickelten Fragen, die man ohne Leidenschaften beurtheilet, sich nur durch Unwissenheit betrügen könne; das ist, indem man sich einbildet, daß die Seite, welche man an einem Gegenstande sieht, auch nur alles sey, was man an dem Gegenstande sehen könne.

Viertes Capitel.

Von dem Misbrauche der Wörter.

Eine zweyte Ursache der Irrthümer, und die ebenfalls aus der Unwissenheit entspringt, ist der Misbrauch der Wörter, und daß man nicht ganz deutliche Begriffe mit ihnen verbindet. Herr Locke hat diese Sache so glücklich abgehandelt, daß ich mir deren Untersuchung bloß darum erlaube, um den Lesern die Mühe des Nachsuchens zu überheben; zumal auch nicht alle das Werk dieses Philosophen sogleich bey der Hand haben möchten.

Descartes hatte bereits vor Locken gesaget, die Peripatetiker, die sich hinter dunkle Wörter stecketen, wären Blinden gleich: welche, um den Streit gleich zu machen, einen
 C sehen